

Unter der Asche.

Roman von F. Haidheim.

So erzählte Hannes weiter, wie sein Herr in Gms ganz wieder gesund geworden wäre, und wie sie dann durch Deutschland bis nach Wien gereist seien und durch Tirol wieder zurück. Er hatte nicht Worte genug für all das Gesehene und Erlebte. Und dagegen berichtete Großvater, daß Husmann verurtheilt sei, ebenso der Sohn der Witwe Meier, beide zu längerer Zuchthausstrafe. Daß aber im Dorfe jetzt jeder sage, es sei ganz gut so, die schlechten Kerle hätten ihre Strafe verdient.

Dann kamen sie auf Leo v. Fußgart und seinen Besuch bei der Mutter. Hannes berichtete die Meinung des Großvaters, daß die gelbe Ausländerin, die kein Mensch verstehen konnte außer ihrem Manne, wohl nichts Rechtes sei, indem er erzählte, er habe einen marokkanischen Prinzen gesehen, braun, wie geröstete Kaffeebohnen, und eine Fürstin, die so gelb war wie eine Quitten.

Klara Gerner stand mit ihrem Gatten und Annita in diesem Augenblick vor dem Neubau, welcher dereinst, vielleicht schon in Jahresfrist, ihr trautes Daheim werden sollte.

Gerner, sehr wohl aussehend und außer einer leichten Steifheit des Halses keine Spuren der Verwundung und Krankheit mehr tragend, war sehr zufrieden mit den Fortschritten, welche man in seiner Abwesenheit gemacht hatte. Er zeigte Klara mit Interesse jede Einzelheit, und da sie die Pläne und Grundrisse kannte, fand sie sich leicht zurecht. Auch der Fabrikbau war schon bis zum Giebel fertig; zum Winter konnte er vollendet sei.

Wie vergnügt ging Gerner zwischen den Mauern seiner Bauten umher! Es lag eine Energie und Schaffensfreudigkeit in ihm, welche Kunde gab von der außerordentlich wohlthunenden Wirkung seiner Kur, und in seinen Augen glänzte ein so warmes Licht, wie man hier nie zuvor darin gesehen hatte.

So konnte ihn nur das Glück verwandelt haben. Und in der That, er bekannte das gern und freudig. Klara hatte die jahrelange innere Vereinsamung von ihm genommen. Noch nie war es ihm vergönnt gewesen, von den Nächsten seine Interessen, sein Denken so ganz verstanden zu wissen, sich mittheilen zu können über alles, was ihn innerlich beschäftigte. Die einfache Klara folgte seinen Ideen mit dem Verständnis, welches eine große Liebe verleiht. Annita sah ihren Vater sich täglich mehr verändern, sah, wie Klara einen Einfluß über ihn gewann, der jede Schroffheit seines Charakters milberte, und fühlte sich mit geheimem Schmerz mehr und mehr in den Hintergrund geschoben. Es war nicht Klara, die dies wollte; das sagte sich das junge Mädchen gerechterweise, denn Klara war auch gegen sie die Liebe selbst; aber die Thatsache bestand, und sie, welche ihrem Vater, wie sie gemeint, am liebsten auf der Welt gewesen war — ach, wie oft hatte er sie scherzend so genannt — entdeckte jetzt erst, daß er doch nie in ihr das Kind vergessend. Ihre, wie sie sich stolz eingeredet hatte, ihm alles ersehende Hingebung war doch immer nur ein trauriger Befehl gewesen. Die gleiche Befinnung und Reife konnte er nicht bei ihr gefunden haben, die bot ihm nur Klara.

Annita fühlte sehr wohl, daß sie eifersüchtig war auf ihres Vaters Gattin, und ermahnte sich fleißig, Alix v. Tauras selbstverleugnendem Beispiele zu folgen; aber, „sie mag das können, ich thue schon mein Möglichstes, wenn ich die Bitterkeit in mir bekämpfe!“ sagte Annita sich dann trotzig.

So folgte sie heute ihrem Vater und ihrer Stiefmutter in dem peinigenden Gedanken, daß beide ihrer nicht bedürften, daß ihr Vater sie nicht vermissen würde, auch wenn sie nicht da sei.

Ihre Gedanken gingen zurück. Hätte sie nicht besser gethan, sich zu verheirathen? Ihr waren glänzende Anträge gekommen; Hannes hatte recht! Anträge, die wohl der Er-

wägung werth gewesen wären; sie aber hatte ohne Besinnen jedesmal erklärt:

„Ich denke nicht daran; der Mann hat kein Recht zu seiner Frage, ich habe ihn nicht dazu ermutigt.“

Verente sie jetzt?

Nach der farbenreichen jüngsten Vergangenheit fühlte sie sich in diesem Dorfe plötzlich unbehaglich und doch — das war es nicht. Es war ein anderes und — da kam er! Er war es! Adolf v. Fußgart! Wie eilig er schien!

Annita sah ihn an, wie er so lang und hager war und durchaus kein schöner Mann. Und dennoch —! Ihr Herz schlug ungestüm! Das heißeste Roth überzog Stirn, Wangen, Hals, und nun stand er vor ihr: Freudenstrahlend, roth vor Erregung wie sie, und doch sah sie sofort: Er hatte schwer gelitten.

„Ich hörte soeben, Sie seien zurück, Annita! Wie froh bin ich, Sie allein zu treffen!“ Und dabei blickte er sie an. Ihr Herz zog sich zusammen und schlug dann hoch auf vor Erregung.

„Mein Vater und die Mutter sind dort in dem Neubau!“ sagte sie zitternd; sie wußte nichts anderes. Er suchte ein wenig zusammen.

„Annita, ich habe nichts, nichts denken können, als das eine, daß ich dich lieb habe, lieb über alles! Ich muß von dir hören, ob ich hoffen, ob ich um deinen Besitz kämpfen darf? Dein Vater! — Meine Mutter! O, Annita, nur ein Wort! Ach, nur eine Silbe! Ja? Annita? Darf ich? Willst du mein sein?“

Sie hatte nicht ein Wort hervorbringen können vor Ueberraschung, vor Aufregung und mädchenhafter Scham; jetzt, als der starke, ernste Mann so flehend bat — und sie fühlte doch, die Zunge wollte ihr nicht gehorchen — jetzt schlang sie plötzlich beide Arme um seinen Hals und schluchzte und weinte; sie wußte selbst nicht, ob vor Weh oder vor Freude.

Er umfing sie mit leidenschaftlichem Glücksgefühl. „O, Annita! Mein Engel! Mein Leben! Ich hatte es nicht für möglich gehalten. Sag, sage es, hast du mich lieb, nur ein wenig lieb? Ich bin ein so steifer, finsterner Geselle, habe nie gemußt, was Glück heißt, und heute? Annita! mein, mein?“

„Ja, ja!“ flüßerte sie endlich und dann: „Ich bin auch so allein, keinem zum Nutzen, keinem das Liebste, als dir allein!“

Und unterdessen erklärte Gerner seiner Frau die Konstruktion der Schmelzöfen und sonstigen Apparate der Fabrik. Ihnen verging die Zeit auf das Angenehmste, und das Paar draußen fand nichts dagegen zu erinnern. Einmal, als Gerner sich nach Annita umsah, meinte Klara: „Dem Kinde ist die Fabrik uninteressant, sie ist draußen gelieben, das kann ich wohl begreifen. So ein junges Ding schwärmt gern einmal ein Stübchen!“

So nahmen sie sich Zeit und Annita und Fußgart nahmen sich auch Zeit und benutzten sie auf das Beste.

„Dein Vater würde sofort abermals und mit vollem Ernst zwischen uns treten,“ sagte Fußgart, „vermagst du es über dein Gewissen, Annita, unsere Liebe geheim zu halten, bis ich meine Anstellung als Landrath habe? Dann kann ich dich heirathen und keine Macht soll mich daran hindern.“

Ja, sie wollte es geheim halten! Sie wußte gewiß, ihr Vater und Adolfs Mutter würden mit Heftigkeit und Zorn gegen sie sein. Nein, sie sagte nichts und blieb ihm treu.

„Dann darf dein Vater mich hier nicht sehen, mein Lieb, dann muß ich jetzt fort. Wir wollen Tauras bitten, daß sie uns erlauben, uns bei ihnen zu treffen, sie müssen jetzt bald zurückkehren und sie sind mir treue Freunde!“ schlug er vor.

Annita war es zufrieden. Ja, bei Frau Adriana konnten sie sich sehen. Die würde es erlauben.

Dann nahmen sie Abschied. Es dauerte ziemlich lange und hätte noch länger gewährt, wenn nicht die alten Husers daher gekommen wären, welche ihren Sohn, den Gärtner, bei sich hatten, dem sie ein wenig das Geleit gaben.

Hannes war nicht dabei, der hatte jetzt zuhause den Theatralisch der Herrschaft zu serviren. Und Pünktlichkeit liebte Gerner über alles.

Der goldene Herbsttag verwandelte sich eben jetzt in einen trüben Abend. Schwere graue Wolken zogen auf, der Wind erhob sich und heulte melancholisch durch die neuen Mauern.

Adolf war eilig fortgegangen — man sollte ihn hier nicht treffen — und Annita blieb zurück in jenem Zustande unbeschreiblicher Aufregung, welcher nach dem Eintreffen eines großen unerwarteten Glückes über die Menschen kommt.

„Wie gut er ist! Wie ich ihn liebe!“ konnte sie immer nur denken, und nun er kaum gegangen war, sehnte sie sich schon wieder nach ihm.

Die alten Leute schritten an ihr vorüber. Vater Huser zog respektvoll seine große Sonntagsmütze, und Mutter zupfte, verlegen grüßend, an ihren Haubenbändern.

Annita nickte nur, obgleich die Alten sichtlich ein freundliches Wort erwarteten.

Sie konnte jetzt nicht sprechen, nichts Gleichgiltiges wenigstens.

Aber da kamen ihr Vater und Klara. Sie redeten die alten Leute an und fragten mit Theilnahme nach allerlei, was deren persönlicher Interessen und die des Dorfes betraf. Der Gärtner berichtete auf Gerner's Anrede, sein Herr sei in der Schweiz krank geworden und habe wochenlang dort in einem Hotel gelegen, es heiße „Der Aegenstein“; sie hätten ihm, auf Manfell Charlottes Antrieb, Blumen und Früchte von Twistel geschickt. Er sei jetzt aber beinahe genesen. Nun sprach auch Annita darein. Er leidet es ja nimmer, wenn ich jetzt die Wahrheit gestehe, dachte sie, ihren Vater verstohlen anblickend.

„Ach, er sah doch so gut, so herzensgut aus. Es war wirklich unrecht, ihn zu täuschen.“

Aber — Und alles Erlebte kam ihr in den Sinn. Nein, nein, er durfte jetzt noch nichts wissen. Wozu ihn ärgern und aufregen, nun er endlich Frieden hatte?

Dann gingen sie nachhause und kamen in dem Augenblicke am Schlosse vorüber, als ein Nietswagen dort auf den Hof bog.

„Ei, das sind ja die Tauras! Sie kommen ganz unvermerkt, nicht einmal den eigenen Wagen haben sie an die Bahn kommen lassen,“ rief Gerner vergnügt und erstaunt, und dann traten alle drei auf den Hof und an den Wagen.

„Willkommen! willkommen! Wie unerwartet! Wir gehen eben vorbei und wollen Ihnen nur die Hand drücken!“ rief Gerner dem aussteigenden Baron zu. Aber wie erschrocken er!

„Sind Sie krank, Baron?“ fuhr er zurück. Ein ganz abgemagert erscheinendes Gesicht, blaß, hohlhängig, mit finstern Trübfinn in den Zügen, blickte ihn, sichtlich nicht erfreut über sein Erscheinen, entgegen.

Und da war Alz, auch blaß und niedergeschlagen, weinend sogar?

„Um Gott — die Baronin? Wo ist sie? Es ist doch kein Unglück geschehen?“

„Ja — ein Unglück —! Fragen Sie nicht! krank — Anstalt —! — Adieu Gerner, vergehen Sie uns — wir sind — außer stande — — vergehen auch Sie, liebe Klara —!“

Und damit wandte der Baron nach flüchtigem losen Händedruck sich ab und ging mit schweren Schritten in das Haus, aus dem erst jetzt die überraschten Diener hervorstürzten.

Alz hatte sich, in Thränen zerfließend, in Klaras Arme geworfen, aber dann eilte sie hinter dem Vater her, ohne ein Wort der Erklärung.

Was war das? Was hieß das?

Ganz bestürzt gingen sie fort. Was konnte geschehen sein? Adriana krank? In einer Anstalt? Und Vater und Tochter wie vernichtet?

Der Abend wurde dadurch ein sehr ernst verlebter in Gerner's Hause und dieser rief, verstimmt auf- und abgehend: „Sobald ich dies Unglücksdorf betrete, nichts als Schrecken und Kummer, Aerger und Aufregung.“ Dann aber besann er sich und zog Klara in seine Arme.

„Nein, nein. Es hat mir auch das Beste gebracht.“

Annita wiederholte bei sich den Gedanken. Ja, auch ihr das Beste. Ach wie sie sich nach Lußgart sehnte und wie sie sich mit Wonne all der Liebesworte erinnerte, die er ihr gesagt, all der Küsse, die sie getauscht hatten.

Sie durfte sich früh zurückziehen. Das war ein Glück. Hatte sie doch versprochen, ihm noch heute zu schreiben.

Am anderen Morgen schickte der Baron und ließ Gerner bitten, ihn zu besuchen.

Die beiden Männer blieben lange allein. Was sie gesprochen hatten, ersuhr niemand, selbst Klara nur theilweise.

Im Dorfe wußte man dagegen schon um die Mittagszeit, daß die „Gnädige“ krank geworden und in einer Heilanstalt war, wo sie wohl lange bleiben müsse. Der arme gnädige Herr. Das war ein schlechter Anfang.

„Ich bitte Sie, Gerner, bestimmen Sie Ihre Damen, Alz zu schonen; je weniger der Name genannt wird, um so besser,“ hatte Taura herbe gesagt.

Am anderen Tage ging Taura, wie sonst, zur Jagd. Und so alle Tage. Das Jungsgejellenleben, wie er es als Wittwer getrieben hatte, begann freilich nicht wieder, der sonst so frische, froh gelaunte Mann suchte die tiefste Einsamkeit und nahm keinen Besuch seiner Freunde an.

In der Umgegend und in der Stadt bedauerte man ihn allgemein und fand seine Verstimmlung nur zu begreiflich. Aber nach und nach schlich sich in dies Bedauern ein sonderbarer Ton, ein Blick — man konnte beide nicht definiren, aber man begann, sich zu wundern, zu flüstern — und wenn man auch nichts Spezielles und Bestimmtes ersuhr, so ging doch endlich das Gerücht, die schöne Frau sei nichts weniger als krank, sondern habe sich entföhren lassen.

In Schloß Taura war es sehr einsam. Außer den Gerner's und Lußgart sah man niemand, und letzterer wie Annita wagten in dieser Zeit nicht, zu den unglücklichen Freunden von ihrer Liebe zu reden. So blieb ihr Sehnen auf kurze Zusammenkünfte bei den Tauras in aller Gegenwart und auf den Briefwechsel beschränkt.

(Fortf. folgt.)

Wie ich ein Detektiv wurde.

Von Philipp Berges.

Nun denn, Eure Gesundheit, Gentlemen, Eure kostbare Gesundheit und lange gebe es Euch gut!! — Ah! Excellenz! Wundervoll! Das ist ein grandiofer Stoff, der diesem, unserm glorreichen Lande alle Ehre macht — — Wie? Was sagt Ihr? Meinen geachteten Namen wünscht Ihr zu wissen? Gaha! Mein Name ist heute George Mackay, war gestern Johannes Schmidt und wird morgen Ernest Dider sein! Wie ich mich übermorgen nennen werde, weiß ich noch nicht. Es kommt ganz auf die Arbeit an, Gentz, auf das seine Stück Arbeit, welches der Oberherr aller Binfertonianer mir zutheilen wird!

Wie ich ein Binfertonianer, ein Beamter des weltberühmten „Binferton Privatdetektiv-Instituts“ geworden bin? Ich will es Euch erzählen, Gentlemen, soweit die Nebenumstände, die eigentlich die Hauptumstände sind, noch in dem fürchterlich schlauen Köpfechen, welches Ihr auf diesem meinem ehrenwerthen Leichnam seht, haften geblieben sind.

Einen Augenblick — Gentlemen — ich möchte nur eine Cigarre an . . . ein Streichholz? ja . . . danke . . . so . . . nun brennt sie!

Also — —! War einer von Euch ekelhaft nobel gekleideten Gentz schon einmal außer Arbeit und in Noth? — — Ich war's, war so verzeufelt in Noth, daß meine Lebenslitzgen vor Verzeufelung durch das Oberleder meiner Stiefel gewachsen waren und mein Magen vom Sonnenanfang bis zum Monduntergang nationalökonomische Reden hielt. Zuweilen schloß ich mich den Straßengelehrten an, um mir ein Mittagbrot zu verdienen. Nach Eintritt der Dunkelheit bettelte ich häufig. Wenn es mir nicht gelang, das nöthige Quartiergeld zusammenzubringen, dann schlich ich in leeren Zimmern oder unter den Treppen des großen Gebäude. In antändigen Büreaus, die einen Mitarbeiter suchten, durfte ich's nicht wagen, mich vorzustellen, denn wo man mir nicht aus Mitleid über meinen erbarmungswürdigen Anblick einen Nickel schenkte, warf man mich wie einen arbeitsfähigen Landstreicher zur Thüre hinaus.

Da las ich eines Morgens in den Spalten der „Woxk“, daß die Binfertonianer einen geriebenen Hund suchten, um die Lücke, welche durch den Tod eines der Ihrigen entstanden war, wieder auszufüllen. Es war der helle Wahnsinn, daß mir in meiner

jämmerlichen Verfassung der Gedanke kam, mich um diesen feinen Posten zu bewerben, aber grün und dümmel, wie ich von Natur war, und unerkoren, wie mich die Noth gemacht hatte, band ich ein altes buntes Tuch, das einst bessere Tage gesehen hatte, um meinen Hals, färbte meine Zehenpfoten mit Siefelwische schwarz und machte mich auf den Weg zur Office des weltberühmten Instituts.

Mit dem Muthe der Verzweiflung stieß ich die Bureaufüre auf und trat ein.

Vor mir sah ich einen länglichen Raum mit etwa fünfzig schweigenden Pinkertonianern, die in diesem Augenblicke ihre Köpfe erhoben und höhnlich lächelnd meine Nase zu betrachten schienen. — — Gentlemen, hatte einer von euch schon einmal sein Taschentuch zu Hause vergessen, während er sich in guter Gesellschaft befand? Ne? In diesem Falle nämlich würde er mich vielleicht besser verstehen — doch hört weiter: Ein jäher Schreden durchzuckte mich, durchzuckte meine Nase — hm, ahem, ihr braucht nicht zu fächeln, Gentlemen, damals war sie noch blank und schlant und besaß eine vorzügliche Gesichtsfarbe — allein seit vier Wochen nannte ich schon kein Taschentuch mehr mein eigen. Blüschnell stiegen allerlei peinliche Illusionen in mir auf. Bestürzt, verwirrt, irritirt wandte ich mich an den zunächst Sitzenden.

„Um Vergebung, Gentleman,“ stammelte ich, „aber wäret Ihr wohl gefällig genug, mir Euer Schnupftuch zu borgen?“

Er warf einen langen, entsetzten Blick auf mich, reichte mir sein Tuch und wies nach der Thür. „Wenn das alles war, was Ihr wünschtet, Fremder, dann —“

„Nein, ich — hm — errr —“ keuchte ich und das Herz kroch mir bis in den Hals empor, „ich — ah — nun — wißt Ihr — um den Posten, — den freien Posten möchte ich mich bewerben!“

Nachdem diese Worte gesprochen waren, änderte sich die Scene. Das höhnische Lächeln der Beamten ging in ein breites Grinsen über, und dann erhob sich mein Taschentuchgenosse, öffnete eine Seitenthür und sprach mit vor Lachen erlöchter Stimme: „Sir! Hier dieser noble Fremde wünscht sich um den offenen Defektivposten zu bewerben!“

Ich wankte vorwärts, hörte, wie hinter mir die Thür sich schloß, und gewahrte, emporkblickend, einen vornehm aussehenden Herrn, welcher vor einem niedrigen Schreibtische saß. Einen Augenblick musterte er schweigend mein „nobles“ Zeugnis, blies den bläulichen Dampf seiner Cigare in die Luft und winkte mir zu, Platz zu nehmen.

„Also Ihr wünscht ein Pinkertonianer zu werden,“ sprach er wohlwollend, nachdem ich mich niedergelassen und meine blankgewaschenen Zehenpfoten unter dem Stuhl in Sicherheit gebracht hatte. „In welchem Konkurrenz-Institut arbeitet Ihr denn jetzt, Sir? Wie ich sehe, gebört Ihr bereits zur Profession und seid augenblicklich im Dienst, denn sonst wäret Ihr wohl nicht in dieser Verkleidung erschienen. Uebrigens mache ich Euch mein Kompliment. Selbst mit meinen geübten Augen vermöchte ich Eure künstliche Hülle nicht zu durchdringen. Sie ist vorzüglich. Ihr gleicht in der That einem jämmerlich heruntergekommenen Landstreicher!“

Starr vor Staunen, Ueberraschung und Entsetzen sah ich den Polizeigewaltigen an, ich wünschte zu reden, ihn von seinem gräßlichen Irrthum zu befreien, aber die Zunge verlagte mir den Dienst.

„Nun, es ist gut,“ fuhr er fort und nickte mir zu. „Ich sehe, Ihr zögert; wünscht nicht zu verrathen, in welchem Institut Ihr gegenwärtig bedienstet seid, um mir ein Vorurtheil über Euch zu erparen. Lassen wir diese Frage also einstweilen beiseite. Wie heißt Ihr?“

„Ganz wie es Euch beliebt!“ stotterte ich höflich.

„Ich verstehe, sagte er lächelnd, „aber nennt mir nur immer Euren christlichen Namen.“

„Nun denn, ich heiße — mit Respekt zu sagen Standhaft Mc. Coy.“

„Euer ursprüngliches Geschäft, ehe Ihr ein Geheimpostzist wurdet?“

„Geborener Buchhalter!“

„Das genügt, Sir, und damit Punktum! Ich werde sofort einen Versuch mit Euch machen, um herauszufinden, ob Ihr ein tauglicher Mensch seid oder nicht. Hier (er schob mir eine 50 Dollars-Banknote zu), steck dieses Geld für etwaige Auslagen zu Euch, dann laßt Euch in meine Garderobe führen und fleidet Euch geschmackvoll um — Ihr werdet heute in der Rolle eines friedlichen Bürgers auftreten.“

Zwanzig Minuten später stand ich wiederum vor dem Gewaltigen, der meinen eleganten Anzug eine Weile mit kritischen Blicken

musterte, um sich alsdann mit einer raschen Bewegung von seinem Sitze zu erheben.

„Stilgestanden!“ herrschte er mich an. „Von diesem Augenblicke an seid Ihr mein Untergebener, meine Maschine, mein Apparat, und habt keinen eigenen Gedanken mehr. Achtung! Hier ist Euer Tagesbefehl, den Ihr im Kopf zu behalten habt. Es fällt Euch die Beschattung eines des Nordes verdächtigen Individuums zu. Ein Unter-Detektiv wird Euch sogleich nach dem Broadway geleiten, um den Betreffenden für Euch auszusuchen. Sobald er in Eure Seher steigt, habt Ihr ihn zu blickbinden, zu fesseln und womöglich zu nennen. Bei eventuellem Einstieg gründet Niederlassung oder wandernde Abwartung; wenn möglich, steigt in denselben Baum und thut, als ob Ihr thätet, damit die Fessel nicht bricht. Keineswegs gebt Euren Knochen aus den Krallen. Auch Eure Knöpfe spart nicht. Alles liegt daran, daß er Newyork nicht verläßt; denn jenseits der Grenze läßt sich der Knochen nicht mehr röhren — verstanden? Alsdann —“

„Nein, nicht verstanden, Herr Chef,“ unterbrach ich die Drafel-sprüche in Todesangst und rief mir den kalten Schweiß von der Stirn, „erlauben Sie nur, Herr Chef, ich bin ja gar nicht —“

„Schweig!“ donnerte er mich mit einem wüthenden Blick an. „Schweig, Mann, wenn ein Vorgesetzter mit Euch redet, oder ein dreidoppelter Tornado soll Euch in Grund und Boden einschmettern. Uebrigens bin ich nicht der Chef, der Oberherr, wie Ihr zu glauben scheint, sondern ich bin der Hauptinspektor aller Pinkertonianer. . . . Alsdann, sagte ich also, nachdem es Tagtheil Nr. 3 geworden, macht ihn, löst ihn, bringt ihn zu Bette, nennt ihn per Bleistift bis ins Zerstückelste und etablirt eine fliegende Nachtwache. Verstanden?! . . . Nun denn: Links um — Rechts! Morgen früh um 9 Uhr wieder zur Stelle! . . . Ab!“

Gleich einem Träumenden wankte ich zur Thür hinaus. „Gemacht — gethan — genannt — fliegende Nachtwache — zerstückelte Bleistifte — Niederlassung — Einstieg — Baum — Knochen — Knöpfe — blickbinden — beschatten —“ murmelte ich, dann ging mir der Athem aus. Tausend Fragen schossen gleich ebensovieleu zückenden und knatternden Raketen in meinem schwindelnden Gehirn empor, um im nächsten Moment zu nichts zu verpuffen, sodas die Dunkelheit in meinem Kopfe noch tiefer, unüberdringlicher zu werden schien. Sollte ich umkehren? War es nicht meine Pflicht, Alles zu entdecken, mich anzuklagen und meine verdiente Strafe hinzunehmen?! — — Ah, es war ja schon zu spät! Vorwärts, hieß es, vorwärts!

Auf dem Korridor empfing mich ein ärgerlich dreinblickender Beamter, ergriff meinen Arm und wart mich, als ich grübelnd zögerte, zur Thür hinaus, so daß ich mich am Treppengeländer halten mußte, um nicht die Stiege hinabzufallen.

„Seid Ihr toll, Mann?“ sagte der lebenswürdige Beamte. „Wenn wir nicht binnen fünf Minuten am Broadway sind, entweicht uns der Mörder und statt eines Amtes wird Euch ein Küffel zutheil werden!“

Schlatternd schritt ich neben meinem freundlichen Kollegen her, durch die „Sechste Avenue“ aufwärts, dem Broadway entgegen. Keiner von uns beiden sprach ein Wort. Zuerst kam mir blüschnell der Gedanke, in eine Seitenstraße zu entspringen und mit meinem neuen Anzuge und den fünfzig Dollars auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, dann begann ich mich eines Besseren — oder Schlechteren — und wandte mich an meinen mirrvischen Gefährten.

„Guter Freund,“ sagte ich demüthig, „ich bitte Euch um Gottes Willen, gebt mir einige Winke — — ich bin ja Euer zukünftiger Kollege — — überlezt mir wenigstens die räthselhaften Worte, aus welchem Euer würdiger Inspektor meinen Tagesbefehl zusammengeflickt hat!“

Keine Antwort. Ein verächtlicher Blick streifte mich, dann folgte ein Achselzucken und schließlich ein höhnisches Lächeln, welches den Wunsch in mir wachrief, den guten Beamten ein wenig zu würgen. Während ich noch damit beschäftigt war, diesen christlichen Wunsch niederzukämpfen, spuckte der in so großer Gefahr Schwebende heftig auf meinen Hock (wofür er sich mit einem triumphirenden Lächeln entschuldigen zu wollen schien) und blieb stehen.

„Wir sind zur Stelle!“ raunte er mir zu. „Hier, an der Ecke der Fultonstraße werdet Ihr bleiben und den Mörder erwarten. Selbst kann ich ihn nicht für Euch ausfinden, denn es ist schon zu spät geworden, deshalb nehmt hier sein Portrait. Er wird Euch nicht entgehen — — Ihr seid ja ohne Zweifel ein geübter Defektiv!“

Sprach's, legte eine Photographie in meine Hand, lächelte höhnlich und verwichand im Mienengewoge der Fultonstraße. (Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

Graf Woltke als Kinderwärterin.

Der „Soldatenhort“ berichtet in seiner letzten Nummer eine wahre Begebenheit nach der Erzählung von Sol. Maerit:

In dem oberbairischen Städtchen Rosenheim herrichte an einem Sonntag des Jahres 1882 eine fieberhafte Aufregung. Kaiser Wilhelm I. war in Begleitung des Fürsten Bismarck und des Generalfeldmarschalls Grafen v. Woltke im Hotel „Kaiser-Bad“ abgefliegen, um mit Beginn des nächsten Tages die Reise nach

Gastein fortzusehen, wofelbst er mit Kaiser Franz Josef von Oesterreich zusammentreffen wollte. Unter den vielen, welche durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt zu dem beleuchteten Restaurant hinauströmten, befand sich auch ein Mädchen von ungefähr 21 Jahren, welches, einen kaum vierjährigen Knaben an der Hand, neugierig auf das Gewoge der fröhlichen Menschen blickte, welches unaufhörlich zu dem Hotel hinüberströmte.

Auch sie wollte den Kaiser sehen, aber mehr noch den berühmten Feldhern, unter dessen glorreicher Führung zwei Brüder von ihr gekämpft, aber auch ihr Leben auf den Feldern bei Wriß gelassen hatten. — Aber konnte sie mit ihrer kleinen Begleitung diesen Menschenstrom durchbrechen, der in fest geschlossener Masse durch die Straße wogte? Unmöglich!

Berzweifelt sah sie sich nach einem sicheren Obdach um, in welchem sie es wagen durfte, ihren kleinen Bruder für eine kurze Stunde „einzustellen,“ aber kein Haus schien ihr dazu geeignet; war sie doch schon zu weit von ihrer Straße abgeirrt, und hier in diesem fremden Viertel hatte sie keine bekannte Seele. Mühsam kämpfte sie sich daher einen Weg durch das Gedränge und in der Nähe des von der Polizei abgeperrten Hotels fiel ihr Blick auf einen alten Soldaten, aus dessen Uniform sie nicht klug werden konnte, ob er ein „Finanzer“ oder einer von der Eisenbahn sei, die sich am heutigen Tage ja zu Dutzenden auf den Straßen herumtrieb. Beim Anblick des alten Mannes schoß der jugendlichen Aelplerin ein rettender Gedanke durch den glühend heißen Kopf.

„Bei dem stellst dein Buam ein —“ dachte sie sich, und schon im nächsten Augenblick stand sie mit einem zierlichen Knize vor dem alten Herrn, zwinkerte ihm freundschaftlich mit den klaren Braunaugen zu, drückte ihm ein Geldstück in die Hand und sagte: „Du, Finanzer, sei so guat und h'halt mir amal dös Büaberbü bei dir. In aner halben Stund' komm i wieder; i möch' ma nur den Mollke anschau'n, weißt, den alten General, unter dem meine Brüder auf die Franzosen dreing'han't hab'n. Wenn du den Fras guat warten dhuast, soll's ma auf a zweite Maß nit antomma.“

Ob der alte Herr noch eine Erwiderung über seine hartlosen Lippen bringen konnte, war das schöne Kind verschwunden, und den schreienden Jungen an der Hand trat er in den nächsten Hausflur, um den Kleinen zu beruhigen. So leicht sollte ihm jedoch das nicht gelingen. Der kleine Franzel hatte eine gar schreckliche Furcht vor ihm. Schließlich beruhigte sich der Kleine, als ihm der alte Wärter seine goldene Uhr ans Ohr hielt und versprach, ihm auch einen recht süßen Lebkuchen zu schenken.

Unterdessen kämpfte sich die mutige Aelplerin durch den Menschenstrom in die vorderste Reihe der ehrfurchtsvoll Harrenden. Wohl knigte sie vor dem Fürsten Bismarck und warf der greisen Majestät Kniehände zu, aber der Erwartete, Graf Mollke, wollte nimmer kommen. Des langen Harrens müde, brach sie endlich unwillig auf. Mit finsterner Miene kam sie bei dem Wärter ihres kleinen Bruders an, der sonderbar davorin blickte und mit dem weißen Handschuh einen feuchten Fleck am Knie glättete.

„Gott sei Dank,“ fing sie an, „weil nur du mit mei'n Franzel da bist. Ja weißt, Finanzer, die Zeitungen lüg'n wie gedruckt. Gab'n's a'chrieb'n, der Graf Mollke kimmt — und nit is er kumma. Na solche Leutjopper die soll'n dengert' Schriz'n kriag'n!“ Mit einem süßsauren Lächeln gab der getreue Wärter seinen Schützling ab.

„Weißt du, Mädchen,“ fing er darauf an, „die Zeitungen haben nicht gelogen. Mollke ist hier in der Stadt, natürlich kennen ihn die Leute nicht, darum wird er auch nicht gesehen.“

„Er is da?“ seufzte die Kleine schmerzlich auf, indem sie dem Franzel zärtlich das blonde Lockenhaar streichelte. „D Jessoz, die schönsten Alpenrosen gab i d'rum, wenn i den General jedan kamm.“

„Gut, sei's darum —“ meinte der alte Herr fröhlich und zog ein Billet aus der Tasche, auf welches er einige Worte schrieb. „Hier,“ sprach er dann, indem er die Karte der Kleinen überreichte, „mit diesem Zettel gehst du morgen früh um 9 Uhr in das Hotel. Ich sieh' dir gut dafür, daß du darauf hin direkt zum Feldmarschall vorgelassen wirst. Aber vergiß nicht die Alpenrosen!“

„Is's auch wirklich wahr?“ entgegnete die Kleine zögernd. „Na, i werd's probir'n, aber dös sag i dir, Finanzer, hast d'ini ang'logen, dann trau dich ja nimmer unter meine Aug'n. Ja, so bin i! I fras dir's aus, wenn i d'r' seha — und da — da hast noch a' Zwanggeel. Kauf dir a Maßl dafür, aber hörst, trink dir koan Rauch an dobo! So, nun h'büat di Gott! Gut Nacht.“

Mit einem behaglichen Schmunzeln entfernte sich der so reichlich Beschenkte. Man sah es seinem vergnügten Gesichte an, wie sehr ihn die kleine Gabe erfreute. Hünktlich um die neunte Morgenstunde stand die Beverl mit einem mächtigen Blumenstrauß ausgerüstet unter der Thür des Hotels, vor der im gravitätischen Schritte zwei Landwehrosoldaten auf- und niederschritten.

Schmunzelder Miene nahm der dienstthuende Adjutant die Karte entgegen, und von ihm begleitet, schritt Beverl alsbald die treppchenbelegte Treppe zu dem Salon empor, wofelbst sich der Feldmarschall einquartiert hatte.

Nach einer kurzen Reibung des Offiziers öffnete sich die Thür, aber schon in dem Augenblicke, als Beverl die Schwelle überschritt, entfiel ihr, während sie laut rief: „Jessoz Maria und a kloanz Bisjel Josef!“ der Blumenstrauß. Sie stand vor demselben, der ihr gestern das unartige „Franzel“ verwahrt und das war der Feldmarschall, in voller glänzender Uniform, mit ordensbedeckter Brust.

„Nan, werd' i nit aufg'hent?“ meinte Beverl zitternd, als sie sich von ihrem ersten Schreden erholt. „Herr General, gewiß ist's wahr, i fo ia nig dafür, daß i Jona nit kennt hab'.“

Lächelnd freckte ihr Deutschlands größter Stratege die Hand entgegen. „Fürcht dich nicht, Kleine,“ sprach er, „wir bleiben die Alten. Ich dan' dir für deine Blumen und hier dafür geb' ich dir diesen Siegesthaler. Dein Franzel hat gestern damit gespielt. Heb' ihn auf, wenn du denkst, daß dir der alte „Finanzer“, dem du siebzig Pfennig geschenkt hast, noch was werth ist.“

Mit einem huldvollen Lächeln ward Beverl entlassen und der Siegesthaler ist bis jetzt als ein heiliges Andenken in ihrer Familie verehrt worden. Graf Mollke hat aber oft mit Vergnügen erzählt, wie er sich als Kindesfrau siebzig Pfennige verdiente.

*** Frommer Wunsch.** Erster Postbeamter: Na, Stephan ist ja glücklich in Konstantinopel angekommen! Zweiter Postbeamter: Oh, wenn er zu der Stangen'schen Heisegesellschaft gehört hätte. . . . Erster: Aber, Kollege, wie kann man. . . . Zweiter: Bitte, ausreden lassen! Dann hätten wir schleunigh aus unserer Verbandskasse das Reisegeld für ihn eingeschickt, und sein Herz hätte unsern Bestrebungen künftigh sicherlich wärmer geschlagen! (Mit.)



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Von der geologischen Wand im Humboldthain ist die die älteste amorphe Periode darstellende Abtheilung, Granite, Gneise, Diorite u. s. f. nunmehr abgeschlossen. Die Arbeiten sind vom künigl. Oberbergamt zu Halle, welchem Berlin bekanntlich bergmännisch unterstellt ist, bestens unterstützt und werden von dem städtischen Lehrer Dr. phil. Zachäe sachkundig geleitet. Das Müdersdorfer Gebirge soll, mit Rücksicht auf seine große Wichtigkeit für Berlin und die Provinz Brandenburg besonders ausgiebig in allen seinen Schichten dargestellt werden. Aehnlich soll die Beckstein-Formation, welcher das Spremberger Gips- und Steinialz-Lager angehört, sowie die in zwei Altersformationen ausgiebig in der Provinz Brandenburg vertretene Braunkohlenformation gebührende Rücksichtnahme finden.

*** Die Gewerbeverträge, Einigungsämter und das Verfahren vor dem Gemeindevorsteher.** Theoretische und praktische Erläuterung des Reichsgesetzes betr. die Gewerbeverträge vom 29. Juli 1890. Mit Formular-Anhang und ausführlichem Sachregister. Von Stadtrath Dite in Merseburg. Verlag von C. E. W. Pfeffer (Robert Strider) in Halle-Saale. Preis eleg. kart. 2.50 M. Die Wichtigkeit und Tragweite dieses Gesetzes sind bekannt. Der seit zwanzig Jahren als Kommunal-schriftsteller bekannte, seit ebenso langer Zeit als Kommissarius eines Magistrats in Gewerbevertragsachen thätig gewesene und noch thätige Autor liefert in seinem Werke: 1. historische Einleitung; 2. allgemeine Grundzüge des Gesetzes; 3. den Text des Gesetzes selbst, ohne Anmerkungen; dafür sind dem Texte nur beigelegt die zum Verständnis des Gesetzes unbedingt nötigen, in letzterem selbst angezogenen Gesetzesstellen; 4. theoretische Erläuterung des Gesetzes in knapper, aber eingehender Form; 5. eine Auswahl von Formularen, insbesondere zu Klagen, Klageantwortungen, Entscheidungen und Verfügungen in der Executionsinstanz. Wir machen namentlich auf die zur praktischen Erläuterung dienenden, in anderen bisher erschienenen Ausgaben dieses Gesetzes nicht gebotenen Formulare aufmerksam und können daher diese Aufgabe jedem, der mit dem Gesetze in Berührung kommen wird, namentlich den mit der Anwendung des Gesetzes Betrauten aufs Angelegenlichste empfehlen.

*** Euler, Prof. D., Kleines Lehrbuch der Schwimmkunst.** Mit 21 Abbildungen. C. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Berlin SW12, Kochstr. 68-70. 1 M.